



Abb. 1: Postkarte mit Innenansicht der Aula, die im Sommer 1907 zur 300-Jahr-Feier der Universität Gießen vollendet wurde. Quelle: Sammlung Hans-Jürgen Weiser

Erinnerung – Identität

Ein Rückblick auf 400 Jahre Universitätsgeschichte

Von Horst Carl

Am 18. Mai 2007, einen Tag vor dem offiziellen Jubiläums-Festakt, fand in der neu eröffneten renovierten und umgebauten Universitäts-Aula, die ein Geschenk von Großherzog Ernst-Ludwig von Hessen-Darmstadt zum 300. Geburtstag der Universität Gießen im Jahr 1907 war, eine gemeinsame Feierstunde von Senat und Erweitertem Präsidium der Justus-Liebig-Universität statt. Daran teil nahmen auch Vertreter von zahlreichen Partner-Universitäten aus dem Ausland. Den Festvortrag zum 400-jährigen Bestehen der Universität Gießen hielt der Historiker und Mitherausgeber des Jubiläumsbandes Prof. Dr. Horst Carl.



Abb. 2: Zur 400-Jahr-Feier im Mai 2007 wurde die Aula grundlegend renoviert und modernisiert.

„Magnifizienz, Honorabiles, Spektabilitäten, verehrte Gäste der Partneruniversitäten, wertere Senatsmitglieder, Kollegen und Kommilitonen, hochansehnliche Festversammlung!“

Eine solche Begrüßung mit traditionellen lateinischen Titeln, die Rang und Würde markieren, und dazu noch die Apostrophierung der Fest-Gemeinde als „hochansehnlich“, dürfte heutzutage außerhalb einer Universität kaum mehr üblich sein. 1957 jedoch, als Rektor Professor Heinz Hungerland die Gäste zum akademischen Festakt anlässlich des 350-jährigen Jubiläums und zur Wiederbegründung der Universität mit dieser Anrede begrüßte, wurde Tradition noch hochgehalten. Allein die Titulaturen unterstrichen schon, dass eine Universität eine besonders traditionsreiche Institution ist. Die lateinischen Anreden gingen durchweg auf die mittelalterlichen Wurzeln der Universität zurück und beschworen Herkunft und Tradition, in die man sich 1957 noch nahtlos einzufügen glaubte. In den vergangenen fünfzig Jahren hat sich freilich viel getan, sind diese Traditionen keineswegs mehr selbstverständ-

lich und haben ihre Prägekraft nach innen, vor allem aber die Funktion der Distinktion nach außen verloren. Wir verzichten beispielsweise beim Festakt 2007 auf Ausstattungsstücke wie etwa Talare als spezifische festliche traditionelle Amtskleidung, nicht zuletzt deshalb, weil diese Tradition umstritten ist: Der „Muff unter den Talaren“ ist geradezu zum Synonym für Traditionskritik im Kontext der Universitäten geworden – eine Traditionskritik, die im Übrigen in Deutschland besonders ausgeprägt ist.

Trotzdem bleibt eine Universität wie Gießen voll von akademischen Ritualen – und Rituale sind ja nichts anderes als im praktischen Vollzug immer wieder reaktualisierte Traditionen. Selbst wenn sie mit ironischem Unterton beschworen werden – wie etwa bei der Bezeichnung „Cum tempore“ für die Dauervorlesung zu vierhundert Jahren Geschichte der Universität –, werden diese Traditionen damit doch nicht denun-

ziert oder ad absurdum geführt. Der ironische Umgang hat vielmehr die Funktion einer distanzierenden, weil um die Geschichte dieser Traditionen wissenden Bestätigung. Wenn universitäre Erinnerungskultur sich in solchen Ritualen verdichtet, ist dies jedenfalls eine besonders ausgeprägte Weise, sich über Erinnerung der eigenen Geschichte zu versichern. Nichts könnte die Beharrungskraft akademischer Rituale und ihre Funktion für universitäre Erinnerungskultur besser illustrieren als der Umstand, dass die Traditionskritik der „68er“ mittlerweile selbst Teil der universitären Erinnerungskultur geworden ist.

Historische Rückblicke – mit und ohne Teleologie

Natürlich sind es gerade die Historiker, die in besonderem Maße als professionelle Experten für die Geschichte der Institution Universität gelten dürfen,

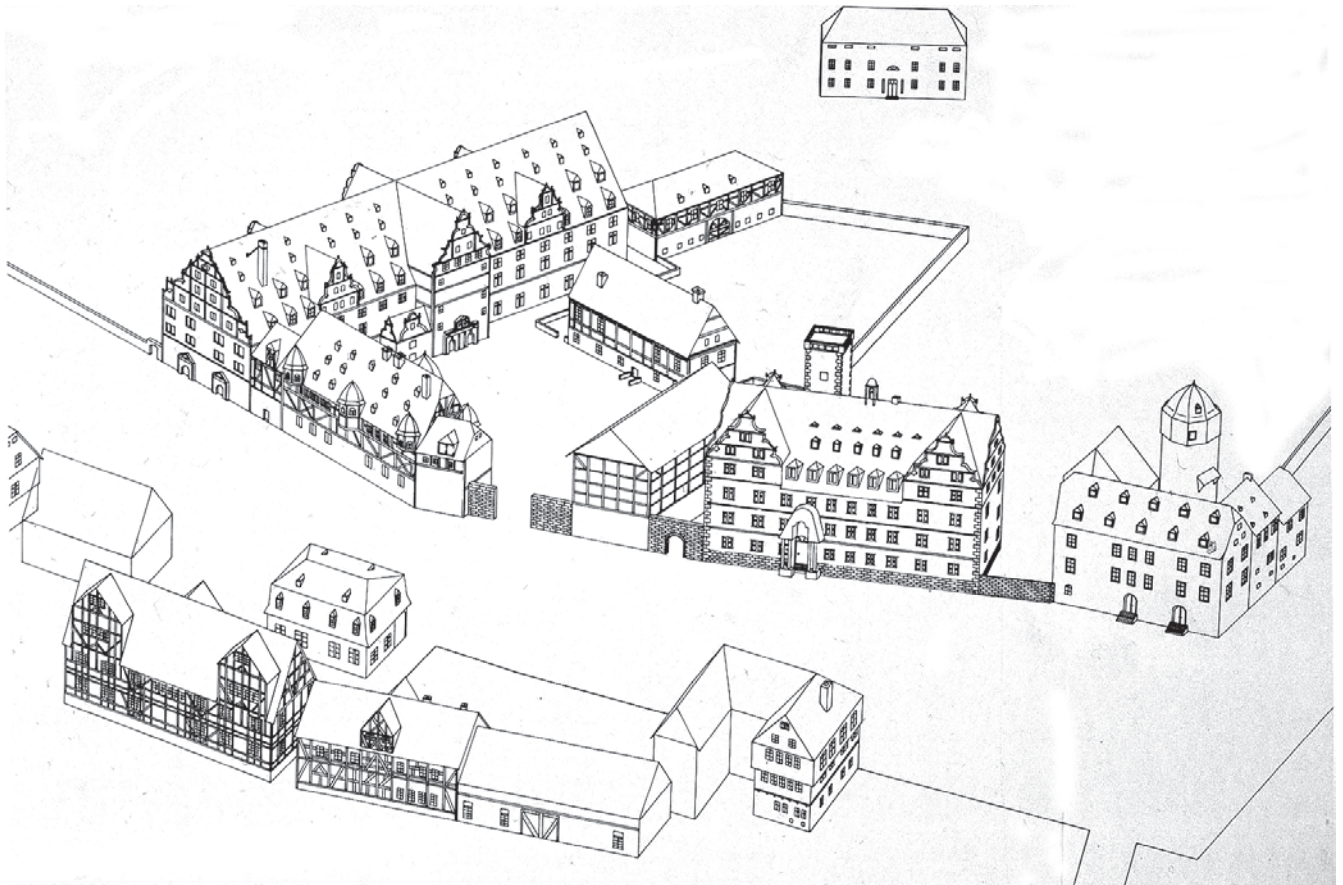


Abb.3: Rekonstruktion der Bebauung des Brandplatzes mit Altem Schloss und Kollegiengebäude der Universität (rechts) sowie Landgraf-Philipp-Platz mit Zeughaus und Neuem Schloss (links).

und die entsprechende Dienstleistung, diese Geschichte in Erinnerung zu rufen, gehört zum festen Inventar von Jubiläumsfestakten. Das ist schon bei früheren Fest- und Jubiläumsakten der Gießener „Ludoviciana“ – wie die Universität bis 1945 nach ihrem Gründer hieß – nicht anders gewesen. Vor 100 Jahren, als die Universität 1907 ihr 300-jähriges Jubiläum feierte, war es der Gießener Historiker Hermann Oncken, der einen Festvortrag hielt, in dem er die Geschichte der Ludoviciana Revue passieren ließ. Er tat dies in Anwesenheit des „Rector magnificentissimus“, wie der Ehrentitel des Landesherrn Großherzog Ernst-Ludwig von Hessen-Darmstadt lautete, mit durchaus landespatriotischer Geste, so wenn er einleitend die Gießener Universität als Landesuniversität mit dem Hessenlande und vor allem seinem Fürstenhause „innigst verbunden“ sah. Doch sein Gang durch die Gießener Universitätsgeschichte, auf den er das Festpublikum einlud und der nach Ausweis der gedruckten Fassung mindestens andert-halb Stunden Redezeit in Anspruch ge-

nommen haben dürfte, lief auf ein anderes Ziel hinaus. Die universitäre Wissenschaft, so sein Fazit, habe mit ihrem universalen Anspruch einen Großen Anteil daran, die Deutschen aus ihrer partikularen Zersplitterung herauszuführen. Die Wissenschaft habe wesentlich dazu beigetragen, ein einziges Volk aus den Deutschen zu machen. Am Leitfaden des Wahlspruchs „*litteris et armis ad utrumque parati*“ (sowohl zur Wissenschaft als auch zum Waffendienst bereit), mit dem die Gießener Studenten sich 1622 auf den Wällen der Festungsstadt Gießen an der Verteidigung der Stadt im Dreißigjährigen Krieg beteiligt hatten, schlug er schließlich den Bogen zur ruhmreichen Gegenwart des Jahres 1907. Ein solches Einmünden der Gießener Universitätsgeschichte in eine Beschworung der wehrhaften Nation, auf die hin Oncken seine Festrede konzipierte, mutet heute im Rückblick problematisch an.

Man täte Oncken allerdings Unrecht, würde man ihn als unverbesserlichen Chauvinisten abtun: In der Weimarer Republik – zu diesem Zeitpunkt hatte er

Gießen schon lange den Rücken gekehrt – gehörte er zu den nicht sehr zahlreichen Historikern, die das demokratische Gefüge der ersten deutschen Republik akzeptierten. Er tat dies nicht zuletzt deshalb, weil er aus der Katastrophe des Ersten Weltkriegs Konsequenzen gezogen hatte. Nur sieben Jahre nach seiner Gießener Rede hat dieser Weltkrieg das Pathos der wehrhaften Wissenschaft brutal ad absurdum geführt: Mehrere hundert Gießener Studenten und Angehörige des Lehrkörpers, von denen sicher einige seine Rede gehört hatten, ließen auf den Schlachtfeldern des ersten Weltkrieges ihr Leben.

Der Rückblick auf die Festrede meines historischen Vorgängers vor hundert Jahren mahnt folglich zur Vorsicht bei Aussagen über zukünftige Entwicklungen. Historiker sind keine rückwärts gewandten Propheten. Die Akzente einer solchen Reminiszenz wird man heute anders und vorsichtiger setzen – und knapper, denn die Zeiten haben sich auch geändert, was die Akzeptanzschwelle für überlange Festvorträge angeht. In dieser Hinsicht ist man in unse-

rer schnelllebigen Zeit aus nachvollziehbaren Gründen weniger tolerant als vor hundert Jahren, und so werde ich mich mit wenigen kräftigen Strichen begnügen und nicht wie mein Vorredner vor hundert Jahren das gesamte zeitaufwändige Geschichtspanorama entfalten.

Während Oncken seinen Zuhörern noch eine teleologische Geschichtsschau vermittelte, in der die Gegenwart als Erfüllung des historischen Prozesses gewürdigt werden konnte, wird der heutige Historiker – nicht nur in Kenntnis der letzten hundert Jahre – diese immensen Zwangsläufigkeiten mit großer Skepsis sehen. Man kann gleichsam als Gegenentwurf durchspielen, in welchem hohem Maße der Zufall in 400 Jahren Gießener Universitätsgeschichte eine konstitutive Rolle gespielt hat. Dies beginnt schon mit der komplizierten Gründungsgeschichte, die im Kern auf

einen Erbschaftsstreit um die Nachfolge des 1604 kinderlos verstorbenen Landgrafen Ludwig IV. von Hessen-Marburg zurückgeht. Wir bewegen uns damit, wie in allen Dingen, die mit Dynastien und deren Fortbestand oder Aussterben zu tun haben, im Bereich des biologischen Zufalls. Dass die Festungsstadt Gießen, die dem Darmstädter Landgrafen aus dem Erbe zufiel, den Zuschlag für die neue Universitätsgründung erhielt, war ebenfalls keineswegs zwangsläufig. Denkbar wäre auch gewesen, dass die neue Universität in die Residenzstadt Darmstadt platziert worden wäre, und in der Tat gab es dazu intensive Beratungen im Darmstädter Ratskollegium. Die Darmstädter selbst sprachen sich jedoch gegen eine Universität in ihren Mauern aus, weil sie vor allem die Belastung und nicht die Chancen sahen: Studenten und Dozenten würden als

zusätzliche Konsumenten einen Anstieg der Preise und Lebenshaltungskosten in der Stadt verursachen – es sollte dann noch mehrere hundert Jahre dauern, bis Darmstadt seine Hochschule erhielt. In Gießen aber war die Bürgerschaft zunächst sogar bereit, selbst Mittel zur Etablierung einer Universität beizusteuern, und so setzte sich die Stadt schließlich gegen mögliche Konkurrenten wie etwa Alsfeld durch – auch weil, wie die Gutachten ausführen, der Wein in Gießen billiger (wenn auch nicht besser) war und für Alsfeld lediglich das günstigere Bauholz sprach.

Die Gründungskonstellation führt noch etwas anderes vor Augen. Es ist ein Kennzeichen des so genannten konfessionellen Zeitalters, dass Entscheidungen Einzelner, vor allem die der jeweiligen Herrscher in Glaubensfragen, außerordentlich weitreichende Konsequenzen

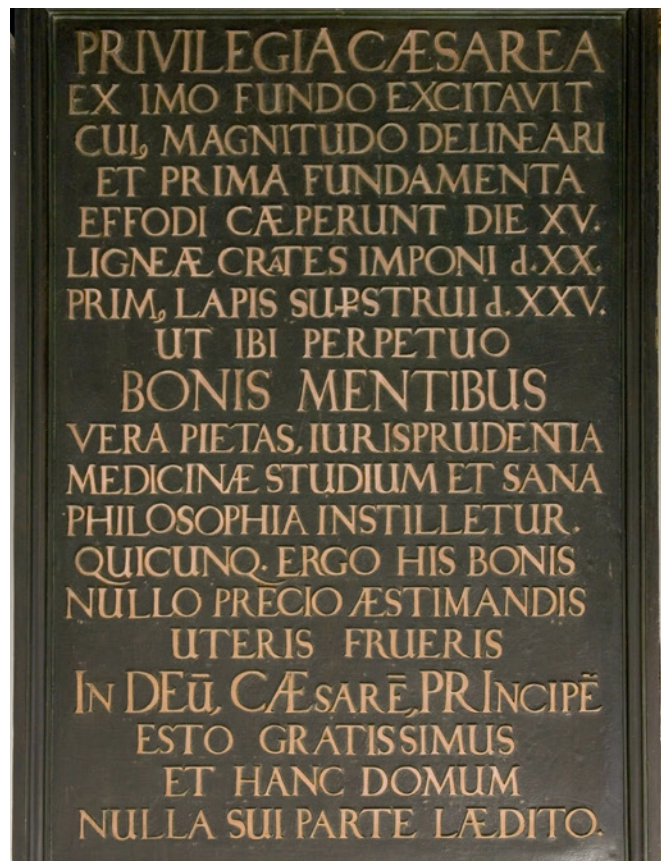


Abb. 4: Zwei Bronze-Tafeln mit einer Widmungsinschrift für das Kollegiengebäude am Brandplatz, vor 1611. Heute hängen die Tafeln im Hauptgebäude der Universität in der Ludwigstraße neben dem Eingang zum Rektoratzimmer im ersten Stock.



Abb. 5: Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, der Gründer der Universität Gießen.

erhalten konnten, die zukünftige Entwicklungen bis in unsere Tage bestimmen konnten. Im Falle der Gießener Universitätsgründung wurde der Erbstreit erst durch die unterschiedliche Konfessionsentscheidung der beiden konkurrierenden hessischen Linien, die sich um das Marburger Erbe stritten, „heillos“, und erst dies führte zur Gründung der Universität Gießen als zweiter hessischer Universität neben Marburg. Weil sich der Marburger Landgraf Moritz für die reformierte Konfession entschied und dies unmittelbar nach dem Erbfall 1605 unmissverständlich dokumentierte, der Darmstädter Landgraf Ludwig V. aber strikt lutherisch blieb, gaben konfessionspolitische Gründe schließlich den Ausschlag dafür, dass für die Theologen und Juristen des hessendarmstädtischen Landesherrn eine neue Ausbildungsstätte geschaffen werden musste. Landgraf Ludwig und seine Stände wollten ihr Geld nicht einer Institution zukommen lassen, die den Nachwuchs im calvinistischen Sinne er-

ziehen würde. Die kaiserliche Bestätigung als Stiftungsurkunde der neuen Universität, die der Landgraf am Kaiserhof im Mai 1607 nach geschickten, wegen der üblichen Bestechungsgelder auch teuren Verhandlungen erhielt, wies die neue Alma mater allerdings als Provisorium aus: Sollte Hessens Teilung zwischen den beiden Linien eines Tages wieder revidiert und das Land in einer Hand vereint werden – die hessische Geschichte kannte dafür durchaus Präzedenzfälle –, dann sollte es auch nur mehr wie ursprünglich eine Landesuniversität geben, die in Marburg beherbergt sein sollte.

Es ist ein Paradox, dass der Universitätsgründer Landgraf Ludwig V. selbst alles dafür tat, diesen Passus zu realisieren und sich wieder in den Besitz Marburgs zu setzen. Als „ausgefuchster“ und zäher Politiker erreichte er dieses Ziel schließlich auch nach gut 20 Jahren zu einem wesentlichen Teil. Zwar gelang es ihm nicht, das gesamte Land wieder in seiner Hand zu vereinen, da die andere, die Kasseler Linie, fortbestand – aber die nachteiligen Erbschaftsregelungen konnte er in den Anfangsjahren des Dreißigjährigen Krieges revidieren und sich mit kaiserlicher Unterstützung schließlich wieder in den Besitz Marburgs bringen. 1625 wanderte die Gießener Universität in Gestalt ihrer Professoren und Studenten zurück nach Marburg, während die calvinistischen Professoren und Studenten Stadt und Universität verlassen mussten. In den Augen der Gießener Professoren fand damit ein 20-jähriges Exil sein Ende.

Die erfolgreiche Landespolitik des Universitätsgründers machte folglich seine eigene Universitätsgründung obsolet, und wäre dieser Erfolg nachhaltig gewesen, gäbe es heute nichts zu feiern und wenig zu erinnern. Das wandelbare Waffenglück, das Landgraf Ludwig am Ende seines Lebens diesen Erfolg verschafft hatte, sorgte jedoch nach weiteren 20 Jahren dafür, dass Marburg wieder an die Kasseler Linie verloren ging und das Provisorium von 1607 mit zwei hessischen Landesuniversitäten für

die konfessionell unterschiedlich ausgerichteten beiden hessischen Territorien schließlich Bestand hatte – bis heute. Der Universitätsstandort Gießen belegt also einmal mehr, dass es in der Geschichte häufig die Provisorien sind, die sich als besonders dauerhaft erweisen.

Die Marburger Episode in der Gründungsphase der Gießener Universität verweist nicht nur auf das von Anfang an durch Nachbarschafts rivalität gekennzeichnete Verhältnis der beiden hessischen Universitäten. Sie unterstreicht vor allem, dass 400 Jahre Gießener Universitätsgeschichte nicht bruchlos und kontinuierlich verlaufen sind und erst recht nicht – wie es mein historischer Vorredner Oncken suggerierte – zielgerichtet. Diese Geschichte kennt Brüche, die bis zur Existenzgefährdung reichten, und mehr als einmal hat das Schicksal der Universität „auf der Kippe gestanden“. In der Napoleon-Zeit etwa, kurz nach 1800, als einer Umbruchperiode, die in Deutschland zu einem Massensterben kleinerer und mittlerer Universitäten führte, konnte sich Gießen behaupten, weil Hessen-Darmstadt durch gerade noch rechtzeitigen Frontwechsel den Sprung in die Riege der territorialen Gewinner aus der Nachlassmasse des alten Reiches schaffte. Außerdem profitierte die Gießener Universität davon, dass einzelne Professoren entweder über gute Beziehungen zu französischen Generälen verfügten oder wiederum in der Landespolitik an entscheidender Stelle mitwirkten.

Die Zeit des Nationalsozialismus war für die Universität in vielerlei Hinsicht kein Ruhmesblatt. In ihrer Existenz gefährdet aber war sie schon deshalb, weil Pläne für die Zeit „nach dem Endsieg“ vorsahen, die Zahl der Universitäten im Reich drastisch zu reduzieren und zu konzentrieren. Schon während der „braunen“ Jahre wurde die Ludoviciana immer mehr in eine Randexistenz gedrängt, und die katastrophalen Zerstörungen der Stadt Gießen und der Universitätseinrichtungen durch die Luftangriffe der beiden letzten Kriegsjahre

taten ein übriges, so dass die Universität 1945 am Ende war. Die alte Ludoviciana überlebte den Zusammenbruch nicht: Als einzige Universität in den Besatzungszonen wurde sie beim Neuanfang 1945/46 nicht wieder eröffnet. Was folgte, war das zwölfjährige Intermezzo einer „Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin“, die sich bereits bei ihrer Eröffnung im Mai 1946 nach dem bedeutendsten Wissenschaftler der alten Ludoviciana, nach Justus Liebig, benannte.

Ab 1950, nach der Eingliederung der Humanmedizin, fiel dann der einschränkende Zusatz „für Bodenkultur und Veterinärmedizin“ weg. Den Namen Justus Liebig behielt sie bei, als man in Gießen im Juli 1957 anlässlich des 350. Jubiläums der Universität zugleich deren Wiedererstellung als „Volluniversität“ feiern konnte. Den rasanten Aufschwung, den die Justus-Liebig-Universität dann in den folgenden Jahren und Jahrzehnten nehmen sollte, getragen von Wirtschaftswunder und der Entwicklung der deutschen Universitäten zu Massenuniversitäten, hätte im übrigen keiner der zahlreichen Festredner von 1957 prognostizieren können.

Rolle der Politik und die Ressourcen universitärer Selbstbehauptung

Die Gefährdungen und Brüche der 400-jährigen Gießener Universitätsgeschichte lassen zwei allgemeine Aspekte hervortreten: die fundamentale Rolle der Politik sowie die Ressourcen der Selbstbehauptung, die diese Universität mobilisieren konnte.

Zur Politik: Die Universität im Allgemeinen, und erst recht eine mittlere Landesuniversität wie die Ludoviciana im Besonderen ist nie ein politikferner oder auch nur politikabstinenter Elfenbeinturm gewesen. Die Gründung geht nun einmal wesentlich auf landesherrliche Initiative zurück, und mehr vielleicht als größere Universitäten hat die Gießener Universität politischem Zugriff offen gestanden – man kann auch sagen: Sie hat sich weniger dagegen



Abb. 6: Das Privileg Kaiser Rudolfs II. vom 19. Mai 1607, durch das die Gießener Hohe Schule in den Stand einer Universität erhoben wurde.

wehren können. Jene Konstante lässt sich von der Frühen Neuzeit bis in das 20. Jahrhundert an vielen Beispielen belegen. Dies ist allerdings nicht nur, wie es aus der Perspektive einer korporativen Universitätsautonomie erscheinen mag, von Nachteil gewesen. Anstöße von außen, von Seiten der Politik, haben immer wieder Innovationen im universitären Bereich und durchaus auch in der Wissenschaft auf den Weg gebracht. In meinem Fach, der Geschichtswissenschaft, wäre beispielsweise an den Pietisten Gottfried Arnold zu denken, der zwar nur kurz 1697/98 als vom Landesherrn unter Umgehung der Fakultät berufener Ordinarius in Gießen gewirkt hat, aber mit seiner hier verfassten „Unpartheyischen Kirchen- und Ketzergeschichte“ das wohl folgenreichste Buch schuf, das mit dem ersten

Jahrhundert der Ludoviciana im Zusammenhang steht: Die Unparteilichkeit, auf der er beharrte, galt den Außenseitern der Kirche, ja sogar den Ketzern, bei denen der Pietist Arnold das wahre Christentum aufsuchte. Für die Emanzipation der Historie von heilsgeschichtlichen Perspektiven und konfessioneller Parteinahme hat seine Schrift epochale Bedeutung gewonnen und auf die deutsche Aufklärung stimulierend gewirkt.

Auf landesherrliche Reforminitiativen geht gleichfalls das Experiment einer eigenen Ökonomischen Fakultät zurück, die 1777 als fünfte Fakultät gegründet wurde. Zwar scheiterte dieses Experiment schon nach acht Jahren, denn bereits 1785 stellte die bei den anderen Fakultäten ohnehin ungeliebte Konkurrenz den Lehrbetrieb ein, doch gingen von hier Impulse für die Zukunft aus, die das Profil der Universität im 19.

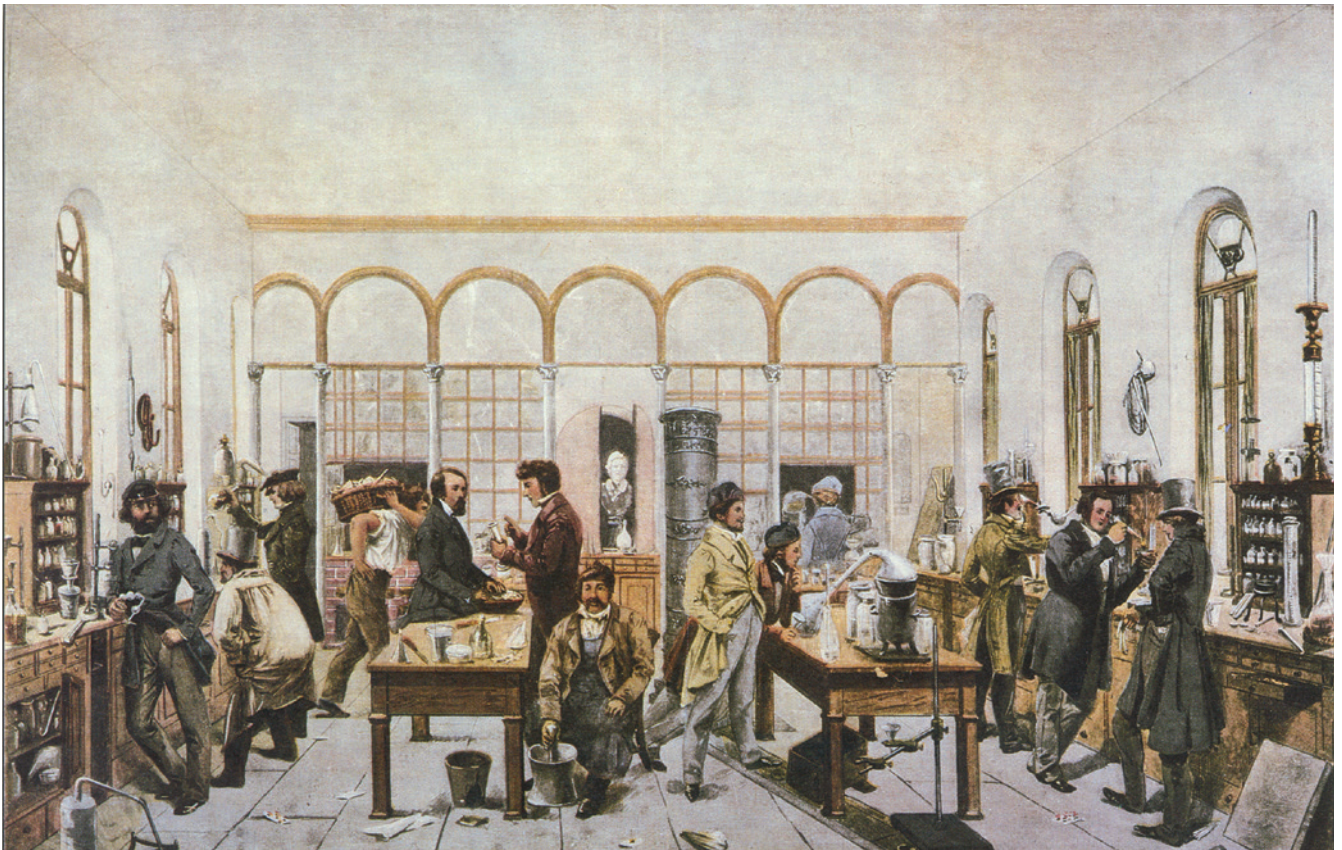


Abb. 7: Liebig's neues chemisches Laboratorium in Gießen, um 1840, nach einer später kolorierten Zeichnung von Wilhelm Trautschold und Hugo von Ritgen.

Jahrhundert nachhaltig prägen sollten: Mit ihrem Lehrplan, der beispielsweise die Fächer Landwirtschaft, Veterinärmedizin und Forstwirtschaft abdeckte, wurde der Boden bereitet, auf dem sich im 19. Jahrhundert dann das spezifische Profil der Ludoviciana mit ihren zum Teil weltweit führenden naturwissenschaftlichen, praxis- und anwendungsorientierten Fächern entfaltete – beispielsweise in den Forstwissenschaften, vor allem aber dann in der Agrarchemie, die untrennbar mit dem Namen Justus von Liebig verbunden ist.

Mit Liebig sind wir natürlich bei der Galionsfigur der Universität angelangt, die auch für den Zusammenhang von Politik und universitärer Wissenschaft grundlegend ist. Ohne die starke Unterstützung durch die Politik und hier namentlich durch den Universitätskanzler und dann für die hessen-darmstädtische Kultuspolitik zuständigen Ministerialbeamten Justin von Linde wären Liebig's Karriere und Erfolge in Gießen nicht möglich gewesen. Justin von Linde steht aber auch für die Ambivalenz dieses Eingreifens der Politik in den akademischen Bereich, denn sein Name

ist zugleich verknüpft mit den Repressionsmaßnahmen des „Vormärz“ – den so genannten Demagogenverfolgungen, mit der gegen liberale Professoren, aber mehr noch gegen die politisch aufbegehrenden Studenten vorgegangen wurde. Das Klima geistiger Unfreiheit, das damit geschaffen wurde – freilich nicht nur in Hessen-Darmstadt, sondern im gesamten Deutschen Bund – war folglich die Kehrseite jener erfolgreichen Innovationspolitik. Unter dieser politischen Repression hatte im übrigen der wohl berühmteste aller Gießener Studenten, Georg Büchner, zu leiden, der in seiner Gießener Studentenzeit 1833/34 nicht nur mit „Dantons Tod“ ein Stück Weltliteratur schuf, sondern auch jenes revolutionäre Pamphlet, den „Hessischen Landboten“, verfasste, aufgrund dessen er dann ins Exil weichen musste.

Den Höhepunkt politischer Einflussnahme und Indienstnahme der Universität stellte jedoch die Zeit des Nationalsozialismus dar, in der wie andere Gesellschaftsbereiche auch die Universität als Institution ebenso wie die Wissenschaft „gleichgeschaltet“ werden sollte. Es ist unbestritten und mittler-

weile auch längst kein Tabu Gießener universitärer Erinnerungskultur mehr, dass im akademischen Milieu sowohl bei den Dozenten als auch bei den Studierenden schon vor 1933 viele dem Nationalsozialismus positiv gegenüberstanden. Es gab jedoch auch Stimmen gegen diese völlige Vereinnahmung akademischer Wissenschaft, und am vernehmlichsten opponierte der emeritierte protestantische Kirchenhistoriker Gustav Krüger – und zwar universitätsöffentlich in einer Senatssitzung im Juni 1933. Er erinnerte vor allem seine Kollegen aus den Rechts- und Geisteswissenschaften daran, dass sie im Begriff seien, mit dem Verzicht auf Denk- und Meinungsfreiheit gleichzeitig auch ihre wissenschaftlichen Standards und ihr Berufsethos zu verspielen:

„Wie ist (beispielsweise) ein Strafrechtslehrer oder gar ein Staatsrechtslehrer denkbar, der seine Gedanken nicht ohne jede Beeinflussung durch eine außeruniversitäre Instanz ... ausspricht? ...“

Auch Historiker hätten ihre Urteile mit Blick auf ihre Gegenstände – und nicht von einer Ideologie geleitet – zu formulieren. In der Unterbindung uni-

versitärer Autonomie und vor allem professoraler Denkfreiheit sah er die Wissenschaft im Kern gefährdet, und erinnerte seine Kollegen – gut protestantisch – daran, dass Professor von „profiteri“ (lat. bekennen) komme und dass dies notwendigerweise das öffentliche Aussprechen wissenschaftlicher Erkenntnisse bedeute.

Die leidenschaftlichen und angesichts der Umstände mutigen Mahnungen Krügers sind während der folgenden zwölf Jahre nur sehr bedingt auf fruchtbaren Boden gefallen, allenfalls sehr defensiv vermochten sich die Angesprochenen, wenn sie diese Sichtweise denn überhaupt teilten, gegen die ideologischen und politischen Zumutungen zu behaupten.

Wenn angesichts dieses Tiefpunktes der Universitätsgeschichte die Wiederbegründung der Gießener Universität 1957 in den Blick genommen wird,

kann man gleichwohl auf die spezifischen Ressourcen dieser Bildungsinstitution verweisen, die ihr auch nach oder in schwierigen Zeiten die Selbstbehauptung ermöglicht haben. Es ist wesentlich die Vielfalt der Fächer an der Justus-Liebig-Universität samt einem individuellen Profil gewesen, das ihr die letztlich erfolgreiche Selbstbehauptung über eine solch lange Dauer ermöglicht hat. Die Ausweitung im späten 18. und vor allem frühen 19. Jahrhundert über die traditionellen Fakultäten und Fächerkanon hinaus hat dazu geführt, dass die Universität einerseits nach 1945 mit einem Kernbestand an spezifischen Fächern institutionell überdauerte, zugleich andererseits aber 1957 auch nahtlos an die alte Struktur einer Volluniversität anknüpfen konnte.

Dass die Fächervielfalt eine wesentliche Traditionsressource der Universität ist, lässt sich nicht zuletzt daran bele-

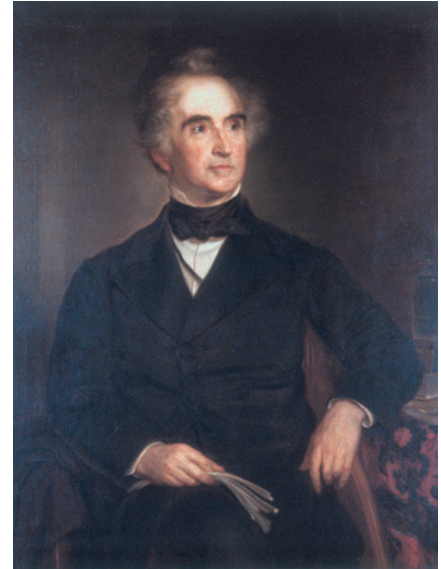


Abb. 8: Justus Liebig (1803-1873), Portrait von Wilhelm Trautschold.

gen, dass nahezu jedes der Fächer an der Justus-Liebig-Universität in Form „großer Namen“ Beispiele dafür vorweisen kann, dass von Gießen aus wichtige Impulse und Innovationen für die Entwicklung des jeweiligen Faches ausgegangen sind. Die Gießener Juristen etwa haben in der Anfangszeit der Universität ganz wesentlich an der Ausformung der Reichspublizistik, der spezifisch deutschen Variante des *Ius Publicum*, des Öffentlichen Rechts, mitgewirkt; im 19. Jahrhundert hat mit Rudolf von Ihering einer der großen modernen Rechtsgelehrten in Gießen gewirkt. Die Historiker können den schon erwähnten Gottfried Arnold nennen, die Gießener Ökonomen im 18. Jahrhundert den Physiokraten und bedeutenden Wirtschaftstheoretiker Johann August Schlettwein, die Theologen Adolph von Harnack als Leitfigur der deutschen Theologie und Wissenschaftsorganisation an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, die Physiker den ersten Nobelpreisträger Conrad Röntgen, die Mediziner und Biochemiker etwa Robert Feulgen – ich belasse es bei dieser viel zu knappen Aufzählung und würde die Prognose wagen, dass in 50 Jahren sicherlich auch Namen aus



Prof. Dr. Horst Carl
Historisches Institut
Otto-Behaghel-Straße 10c
35390 Gießen
Telefon: 0641 99-28190
E-Mail: horst.carl@geschichte.uni-giessen.de

Horst Carl, Jahrgang 1959, hat seit Oktober 2001 die Professur für Geschichte der Frühen Neuzeit am Historischen Institut der Universität Gießen inne. Nach dem Studium der Geschichte, Philosophie und Germanistik an den Universitäten Bonn und Tübingen wurde er 1989 mit einer Arbeit zu Besatzungssituationen im Siebenjährigen Krieg promoviert. 1998 Habilitation in Tübingen mit einer Monographie zur Landfriedenswahrung durch den Schwäbischen Bund (1488-1534). 1998 Teilprojekt im Tübinger SFB 437 „Kriegserfahrungen“, 2001 Gastdozentur an der Université Aix-Marseille III. 2003 Schillerpreis der Stadt Marbach. Prof. Carl ist Stellvertretender Sprecher des SFB 434 „Erinnerungskulturen“ und des Graduiertenkollegs „Transnationale Medienereignisse“ (bis Oktober 2007), Mitglied des Senatsausschusses der DFG für die Sonderforschungsbereiche, des wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Historischen Instituts in Paris sowie Fachherausgeber der „Enzyklopädie der Neuzeit“. Seit 2006 ist er Graduate Studies Executive des in der Exzellenzinitiative bewilligten Gießener Graduiertenzentrums (GCSC). Seine Forschungsschwerpunkte sind Kultur- und Verfassungsgeschichte des Alten Reiches, Kriegserfahrungen und Religion in Westeuropa um 1800, Medienereignisse in der Frühen Neuzeit und der Zusammenhang von Erinnerungskulturen und Anachronismen in der Frühen Neuzeit.



Abb. 9: Georg Büchner (1813-1837), Dichter und Revolutionär, studierte 1833/34 Medizin an der Universität Gießen. Hier verfasste er gemeinsam mit dem Butzbacher Rektor Friedrich Ludwig Weidig die revolutionäre Schrift „Der Hessische Landbote“.

der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hier auftauchen werden, doch ist dafür die zeitliche Distanz für den Historiker noch zu gering.

Bei den meisten der Genannten fällt auf, dass die Universität Gießen nicht das Ende der akademischen Karriereleiter dargestellt hat, dass aber ihre wegweisenden Forschungsleistungen oft in die Gießener Zeit gefallen sind. Offenbar ist das Umfeld einer mittleren Universität, in der die Hierarchien vielleicht flacher, die Traditionen nicht ganz so festgefügt, die Claims nicht so endgültig abgesteckt, die Kommunikationswege kürzer sind, der Kreativität zugute gekommen – und sei es auch, weil die Möglichkeiten der Ablenkung hier stets deutlich geringer als in den großen Metropolen gewesen sein mögen.

Provinzialität und Internationalisierung

Gießen steht aber noch in anderem Sinne für „Vielfalt“, nämlich für die

Vielfalt des föderalen deutschen Bildungs- und Universitätssystems. Seit der Gründung als landesherrliche Universität in der territorialen Vielfalt des Alten Reiches stellt der föderale Kontext geradezu die Existenzbedingung – historisch und aktuell – der Universität Gießen dar. Deshalb sollte eine Universität wie Gießen mit der Tatsache, dass sie aus der Perspektive der Metropolen in der „Provinz“ liegt, durchaus selbstbewusst umgehen: Provinzialität gehört zur Grundausstattung der deutschen Kultur- und Bildungsgeschichte, und aus der Provinz sind immer wieder oftmals unvorhersehbare und überraschende innovative Entwicklungen auf den Weg gebracht und angestoßen worden. So wie es aktuell aussieht, hat sich auch die Bildungspolitik in Deutschland mit der Exzellenzinitiative oder der so genannten Föderalismusreform auf den Boden dieser Ressource „Vielfalt“ gestellt.

Dass sich so verstandene „Provinzialität“ und Internationalisierung der Wissenschaft im Übrigen keineswegs ausschließen, hat in einem eminent historischen Sinn durchaus auch mit der Universität Gießen zu tun. Wenn wir heute als Ausweis der Internationalität moderner Wissenschaft Gäste aus unseren Partneruniversitäten hier begrüßen dürfen, dann lassen sich Wurzeln solch internationaler Vernetzung historisch nicht zuletzt in Gießen verorten – in der Provinz also. Neben vielem anderen, was mit dem Namensgeber der Justus-Liebig-Universität als epochaler Gestalt der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte verbunden ist – die Etablierung der Naturwissenschaften als Leitwissenschaften der Großforschung, die Verflechtung von Wissenschaft und industrieller Nutzung etwa –, ist es gerade auch die Internationalisierung von Wissenschaft und von wissenschaftlichen Netzwerken, die er in seiner Gießener Zeit in ganz neuem Maße begründet und ausgebaut hat.

Aus zwei französischen Gastschülern, die 1835 den Weg nach Gießen fanden, wurden schließlich am Ende von Lie-



Abb. 10: Der Theologe und Wissenschaftsorganisator Adolf von Harnack (1851-1930) war von 1879 bis 1886 Ordinarius für Kirchengeschichte an der Ludwigs-Universität Gießen. Die Gießener Fakultät wurde damals zu einem Zentrum der modernen Theologie.

big's Tätigkeit 1852 fast 200 Gaststudenten und Schüler aus nicht deutschsprachigen Ländern. Die Liebig-Schüler, mit einem ausgeprägten Corps-Geist und Zusammengehörigkeitsbewusstsein ausgestattet, stellten schließlich ein für diese Zeit singuläres europäisches Wissens-Netzwerk dar. Gerade in England, dem Mutterland der Industrialisierung, war der Einfluss enorm, Liebig-Schüler waren schon in den 1850er Jahren an allen wichtigen Ausbildungsstätten des Landes tätig. Solche Netzwerke stehen am Beginn einer Herausbildung von internationalen Forschergemeinschaften, die belegen, dass wissenschaftliches Wissen prinzipiell „grenzenlos“ ist.

Tradition und Zukunft

Lassen Sie mich zum Ende noch einmal an den Anfang meiner Ausführungen, zum Zusammenhang von Erinnerung und Identität, zurückkehren: Die Logiken kollektiver wie auch individueller



Abb. 11: Postkarte „zur Erinnerung an die Dritte Jahrhundertfeier der Universität Giessen 1907“ mit dem Hauptgebäude, den Portraits des Universitätsgründers Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt und des regierenden Großherzogs Ernst-Ludwig. Quelle: Sammlung Hans-Jürgen Weiser sowie dem Festprogramm.

Erinnerung sind gerade Gießener Kultur- und Geisteswissenschaftlern gut vertraut, denn im Rahmen des Sonderforschungsbereiches „Erinnerungskulturen“ haben sie sich solchen Fragen in den letzten zehn Jahren intensiv gewidmet. Erinnerung ist stets aus der Perspektive der Gegenwart retrospektiv konstruiert, worin sich kollektive und individuelle Erinnerungen im übrigen nicht unterscheiden.

Der Historiker wird dabei schon aus methodischen Gründen darauf verweisen, dass zentrale Begriffe der Universitätsgeschichte, an denen sich Erinnerung bis zur Gegenwart festmachen kann, durchaus nicht unbesehen für die gleiche Sache genommen werden können, sondern höchst Unterschiedliches meinen können. Dies beginnt schon beim Begriff „Universität“, der nicht suggerieren soll, dass eine vormoderne Familienuniversität wie Gießen mit einer Handvoll Dozenten und wenigen hundert Studenten mit der modernen Massenuniversität identisch sei, und setzt sich beim Begriff „Wissenschaft“,

der in der Frühen Neuzeit Orientierung an Autoritäten bedeutete und gerade nicht forschende Erweiterung unseres Wissensbestandes, fort. Auch die ursprünglichen Studienabschlüsse wie Bakkalaureus und Magister haben mit den wieder eingeführten Abschlüssen des Bologna-Prozesses nur den Namen Bachelor und Master gemein.

Die erinnerte Universitätsgeschichte läuft folglich nicht auf einen unwandelbaren Wesenskern hinaus, sondern auf eine stete Anpassung an Herausforderungslagen, bei der – und zumindest das sagen vierhundert Jahre Universität Gießen aus – diese Universität bemerkenswerte Kräfte der Kontinuität und Behauptung mobilisieren konnte. Auch wenn die gefühlte Beschleunigung des Wandels in den letzten Jahren drastisch zugenommen hat, steckt hinter einer solchen Feststellung und dem Jubiläum, das dem Ausdruck verleiht, ein im Grunde genommen optimistisches Geschichtsbild. Die identitätsstiftende Rückbindung an Vergangenheit soll im Jubiläum nicht nur Tradition beschwö-

ren, sondern zugleich auch Zukunft versprechen. Darin liegt die soziale Funktion von Jubiläen, denn ein Jubiläum, das nur zurückblickt, würde keinen Sinn machen. Deshalb ist die im Jubiläum erinnerte Geschichte einer Universität wie Gießen auch keine auf ein Verfallsdatum zulaufende Niedergangsgeschichte, sondern ein Merkposten, der auf Zukunft ausgerichtet ist.

Ein hohes Alter, das fest- und feierwürdig ist, gehört also als nicht zu unterschätzende Ressource für Zukunftsfähigkeit zum Kapital – genauer zum symbolischen Kapital einer Institution wie der Justus-Liebig-Universität. Bei ihrem vierhundertjährigen Jubiläum wuchert deshalb die Universität Gießen mit guten Gründen, wie dies mein Dresdener Kollege Winfried Müller jüngst allgemein für Jubiläen formuliert hat, mit dem „Zins der Dignität des Alters, um einen Geltungsanspruch für die Zukunft zu formulieren“.